

geteilten Tabellen ein sehr übereinstimmendes Resultat. Mit Vergrößerung des Zeitintervalles nimmt die Verkleinerung der Normaldistanz zu. Dies gilt nach des Verfassers Tabellen gleichmäßig bei allen Fehldistanzen von 90—50 mm. Unter diesem Gesichtspunkte ergibt sich auch ein anderes Urteil über den Einfluss des Distanzunterschiedes. Auch hierbei unterscheidet Verfasser mit Unrecht zwischen oberen und unteren, d. h. objektiv größeren und kleineren Distanzen, und konstatiert nur bei jenen eine Zunahme der Sicherheit der Urteile oder der richtigen Fälle bei Zunahme des objektiven Unterschiedes der verglichenen Distanzen. Stellt man wieder die mitgeteilten Resultate nach der Zahl der „Kleiner“-Urteile zusammen, so erhält man wieder einen geradezu glänzenden Beweis dafür, daß diese um so zahlreicher werden, je kleiner die Fehldistanzen werden. Darum, daß nur ein großer Unterschied noch bei einem größeren Zeitintervall wahrgenommen wird, handelt es sich hier gar nicht.

Um den Einfluss der Übung und Ermüdung zu bestimmen, hat sich Verfasser begnügt, die erste und zweite Hälfte jeder Versuchsreihe getrennt zu betrachten. Abgesehen von der Unzulänglichkeit dieser Methode für eine derartige Frage, wird nicht angegeben, mit welchen Intervallen, also mit welchen Versuchsgruppen, immer begonnen wurde. Verfasser selbst konstatiert, daß eine Beeinflussung der Sicherheit in der Schätzung durch obige Trennung jeder Versuchsreihe nicht vorhanden ist. Ob dem so ist, können wir also nicht beurteilen. Jedenfalls aber hätte bei Versuchen mit einem Zeitintervall von 2 Sekunden und 45 Sekunden der Unterschied zwischen der peripheren Ermüdung (der Tastorgane) und der centralen berücksichtigt werden müssen.

ARTHUR WRESCHNER (Berlin).

J. WARD. **Assimilation and association.** (I.) *Mind.* (N. S.) II. No. 7 S. 347—362 (1893.)

Die überraschende Uneinigkeit in Gebrauch und Auffassung der Begriffe Assimilation(=recognition, Wiedererkennen) und Association veranlaßten den Verfasser zur kritischen Prüfung derselben. Zuerst legt er sich die Frage vor: Was begründet bei Vorstellungen die Identität oder wodurch erscheinen uns wiederholt kommende Vorstellungen als identisch, als bekannt?

Die eine Ansicht geht dahin, daß Wiederholung des gleichen Eindruckes nicht eine neue Vorstellung erzeugt, sondern eine Änderung der schon vorhandenen (funktionelle Ansicht), die andere dagegen, als deren Hauptvertreter er BAIN bezeichnet, behauptet, daß jede Wiederholung wie ein neuer Eindruck auch eine neue Vorstellung erzeuge, welche von den früheren gleicher Qualität durch bald klar, bald kaum merklich bewusste, gleichzeitig aufgenommene und darum durch Kontiguität assoziierte Nebenvorstellungen geschieden werde; werden letztere unbewusst, dann werden die qualitativ identischen Vorstellungen auch numerisch identisch, d. h. sie fallen zusammen (atomistische Ansicht).

Mit Recht macht W. dagegen geltend, daß die Kontiguität lediglich die Reproduktion der gleichzeitig aufgenommenen Vorstellungen erkläre,

nicht aber die Verbindung zwischen den aufeinanderfolgenden qualitativ identischen. Ferner findet er hinsichtlich der letzterwähnten Eventualität des Zusammenfallens die Bezeichnung Assoziation, die doch zwei Glieder als getrennt voraussetze, für ungeeignet, wie denn auch schliesslich BAIN selbst sich begnügt, hier lediglich eine Art von Vertiefung der schon früher empfangenen Vorstellung durch ihre spätere Wiederholung anzunehmen. Damit kommt er auf die funktionelle Ansicht hinaus.

Bei der Assimilation (unmittelbares Erkennen) ergiebt in der That der psychische Befund durchaus nicht mehrere Vorstellungen, etwa eine Erinnerung und eine ihr identische Wahrnehmung, sondern lediglich nach einigen Wiederholungen bei letzterer endlich ein deutliches Gefühl der Bekanntheit. Über dessen Natur mag uns etwas aufklären die psycho-physiologische Erscheinung der Übung. Wie hier eine anfangs schwer und unsicher gelingende Bewegung endlich mit dem angenehmen Gefühl der Leichtigkeit und vollkommen exakt sich vollzieht, so darf man angesichts des über die bloße Analogie hinausgehenden Parallelismus zwischen organischer und psychischer Entwicklung beim Erkennen ähnliche Verhältnisse annehmen.

Nach einer weiteren methodologischen Auseinandersetzung mit BAIN bespricht W. einige dunkle Stellen in HÖFFDINGS bekannter, der WARDSchen sehr ähnlichen Theorie des Wiedererkennens. Besonders vermifst er die Entscheidung, ob die zunehmende Leichtigkeit des Bewegungsablaufes im Gehirn und die Zunahme der „Bekanntschaftsqualität“ beide als psychische Ergebnisse der Übung zu betrachten sind, oder nur die Bekanntschaftsqualität, während erstere nur eine physiologische Erscheinung ist. W. sieht diese Leichtigkeit selbst als ein psychisches Faktum an. Bei jeder Sinnesempfindung ist ihm das Subjekt nicht rein passiv, sondern zeigt, wie schon LOCKE und noch mehr BONNET (vergl. meine Abhandlung *Die Psychologie Ch. Bonnets*, S. 676 ff) behaupteten, stets einen gewissen Grad von Aktivität, so daß die scharfe Trennung zwischen Sensation und Perzeption eigentlich hinfällig ist. Da nun unmöglich für alle Eindrücke die Aufnahmefähigkeit die gleiche sein kann, so wäre hier der Raum für einen Unterschiede begründenden Fortschritt in der Aufnahmefähigkeit, worauf das fragliche Gefühlselement beim unmittelbaren Wiedererkennen zurückzuführen wäre. Diese Korrektur HÖFFDINGS zugegeben, so bleibt damit W. doch ebenso wie HÖFFDING vorläufig auf halbem Wege stehen. Was ich HÖFFDING entgegengehalten habe (*Philos. Monatsh.* 1892: Über die Grundformen der Vorstellungsverbindung S. 406 ff.), muß ich auch W. zu bedenken geben: Wie kommen wir dazu, eine derartig gefühlsbetonte Sinnesempfindung für bekannt zu erklären? und ist es wahrscheinlich, daß schon ein einmaliges Auftreten im Bewußtsein, wie doch die Erfahrung zeigt, wirklich auf diesem Wege die Bekanntheitsqualität begründen kann, nachdem doch selbst bei einfachen Bewegungen es oft vieler Wiederholungen bedarf, um einen merklichen Fortschritt zu erzielen? So scheint mir selbst den sehr scharfsinnigen Erörterungen W.'s gegenüber die von BAIN, LEHMANN und mir vertretene Ansicht, daß diese Bekanntheitsqualität auf ein Hereinwirken sich nicht über die Schwelle erhebender, durch Berührung assoziierter Nebenvorstellungen

zurückzuführen sei, immer noch leichter über die Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.

M. OFFNER (Aschaffenburg).

JOSEPHA KODIS. **Zur Analyse des Apperzeptionsbegriffes.** Eine historisch-kritische Untersuchung. Berlin, 1893. S. Calvary & Co. 202 S.

Das Buch, das uns die gelehrte Verfasserin hier bietet, zählt keineswegs zur angenehmen Lektüre. Teilweise liegt das ja am Stoffe, teilweise aber wohl auch an der Behandlung, die manchmal die Sicherheit und Knappheit vermissen läßt.

Ausgehend von der Ansicht, daß unter den Begriffen von Apperzeption und Wille alle jene Ansichten, die sich gegen eine mechanische Betrachtung psychischer Erscheinungen kehren, eine Zuflucht fanden (S. 3), verfolgt Verfasserin den sehr schwankenden Begriff der Apperzeption, wie er bei verschiedenen Denkern, unter denen allerdings manche bedeutende fehlen, so W. JAMES, K. LANGE, der speciell über die Apperzeption schrieb (1879, Plauen), u. a., zur Darstellung gelangt ist. Ihre Arbeit teilt sich in zwei Teile, einen historischen (S. 7—152) und einen systematischen (S. 153—202).

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit DESCARTES, der zwischen Perzeption und Apperzeption noch nicht unterschied. Hier hätte sich zur besseren Übersicht sehr empfohlen, FALCKENBERGS Beispiel zu folgen, der in seiner *Gesch. d. neuer. Philos.*, S. 72, das Verhältnis der verschiedenen Seelenvermögen und -zustände durch eine einfache Tabelle veranschaulicht. Ganz unpraktisch war es, DESCARTES nach Seiten zu citieren, nachdem uns doch die von DESCARTES selbst gegebene Einteilung nach Paragraphen und Artikeln — wenigstens in den *Princ. phil.* und den *Pass. an.*, die allein hier beigezogen worden waren — von den verschiedenen Ausgaben unabhängig macht. Überdies scheint nach den wenigen Proben die von der Verfasserin benutzte französische Übersetzung der *Princ. phil.* von AIMÉ-MARTIN ziemlich fehlerhaft und oberflächlich angefertigt zu sein. Es folgen dann die Ansichten von LEIBNIZ, der die Apperzeption schließlic definierte als reflexive Kenntnis der Perzeptionen (nicht des inneren Zustandes der Perzeption, S. 24) und damit in die Psychologie einführte, und von WOLFF, der, an LEIBNIZ sich anlehnend, die Apperzeption als Trennung der einzelnen Perzeptionsakte und weiterhin des Subjekts vom Objekte auffaßte. Wie Verfasserin hieraus eine Dreiteilung (S. 35) gewinnen will, ist nicht recht begreiflich. Auch bei WOLFF hätte sich übrigens das Citieren nach Paragraphen empfohlen. Mit KANT, der von den L. und W. ausgehend, das wandelbare Bewußtsein seiner selbst als empirische Apperzeption bezeichnet und als deren unerläßliche Bedingung die transcendente Apperzeption, d. h. die bloße Ichvorstellung in Beziehung auf alles andere voraussetzt und gelegentlich auch die Apperzeption ganz allgemein bestimmt als einheitliches Vermögen zu allen logischen Formen, schließt die Gruppe der älteren Philosophen, die ein besonderes Gewicht auf die subjektiv charakterisierten Momente im Apperzeptionsvorgange geleghaben, indem sie in diesem immer zugleich einen Selbstbewußtseinsakt sahen (S. 43), eine Beziehung des gedachten Objekts zum denkenden Subjekt (S. 152)